

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 109 (1983)
Heft: 13

Rubrik: Fredy Nötzli : der letzte Schweizer Literatur-Nobelpreisträger

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

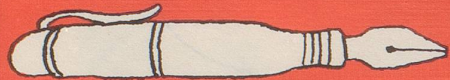
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

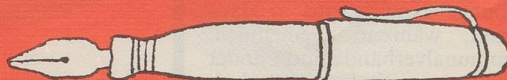
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



FREDY NÖTZLI DER LETZTE SCHWEIZER LITERATUR-NOBELPREISTRÄGER



Sein Werdegang,
sorgsam aufgezeichnet
von Ulrich Weber



15. KAPITEL: FREDY UND DAS LIEBE GELD

Fredy Nötzli erlebte vieles. Wir haben in den bisherigen Kapiteln viele dieser einschneidenden Erfahrungen darzulegen versucht: Signierstunden neben der Warenhaustreppe, Lesungen in unauffindbaren Waldhütten, Interviews mit bösartigen oder vertrottelten Journalisten, Begegnungen mit neurotischen Kritikern, mit kultur- und liebebedürftigen Leserinnen. Nötzli erlebte und sah viel.

Was er nie sah, war Geld. Natürlich, Fredy drängte keineswegs. Bücher müssen zunächst verkauft werden, bevor Schriftsteller dafür Geld erhalten. Aber Fredys Verleger teilte ihm schon bald einmal mit, das Buch laufe grossartig, worauf Fredy in freudiger Erwartung des demnächst eintreffenden Geldes einige schon lange fällige Ankäufe tätigte: ein Transistorradio, einen Geschirrspülautomaten für seine Frau, einen Duden, einen Wintermantel und ein Paar Finken.

Später mussten Mieten, Steuern, Versicherungen und Jahresbeiträge bezahlt werden, und Fredy hätte es durchaus Spass bereitet, aus dem Buchverkauf etwas Geld angewiesen zu erhalten. Aber die Monate verstrichen, und nichts geschah.

Fredy schrieb seinem Verleger ein nettes Brieflein. «... möchte mich bei dieser Gelegenheit höflich erkundigen, ob allenfalls ...» und so weiter. Keine Reaktion. Nach einem weiteren Monat telefonierte er ihm, mit Zorn im Herzen und Entrüstung auf der Zunge. Der Verleger nahm den Hörer ab, und Fredy wollte eben so richtig losdreschen, als der Verleger schon dazwischengefahren war: «Aha, der Herr Nötzli! Freut mich sehr, dass Sie sich melden! Selbstverständlich habe ich Ihre beiden Briefe erhalten. Ja, sie sind mir nachgeschickt worden nach Frankfurt und nach Wien, wo ich mich intensiv um den Vertrieb Ihres Buches gekümmert habe. Mein Einsatz hat sich gelohnt, kann ich Ihnen sagen. Sicher wird es Sie interessieren, zu erfahren, dass Ihr Buch jetzt auch in Deutschland und Österreich

verkauft wird. Sie sind auf dem besten Weg zum internationalen Durchbruch!»

Fredy dankte dem Verleger überschwenglich für seine stetigen Bemühungen und hängte strahlend auf.

Ein Vierteljahr später stellte er verwundert fest, dass er immer noch kein Geld gesehen hatte. Er rief wieder an. Der Verleger beruhigte ihn und schlug vor, die Sache einmal bei einem Essen gründlich zu bedenken. Es sei ihm eine Ehre, Fredy hiezu einzuladen. Die beiden vereinbarten einen Termin.

In der gediegenen Ambiance eines bekannten Erstklasshotels an den Gestaden des Zürichsees teilten sie sich in ein phantastisches Chateaubriand. Zu den einschmeichelnden Klängen eines zärtlich spielenden Pianisten scharwenzelten drei Kellner um sie herum und füllten die Champagnerkelche mit Veuve Cliquot nach. Der Verleger erzählte Fredy seinen Lebenslauf. Dieser erfuhr, dass jener mit einem Kaiserschnitt auf die Welt gekommen war, mit sechs Jahren immer noch das Bett genässt hatte, mit neun bereits Gedichte geschrieben und mit vierzehn den Stimmbruch gehabt hatte. Nach dem Tode des Vaters habe er harte Jahre der Entbehrung erleben müssen. Hierauf bot der Verleger Fredy das Du an. «Ich heisse Valentin!» rief er, streckte ihm das Champagnerglas entgegen und drückte ihm markig die Hand.

Es war ein sehr stimmungsvoller Abend. Fredy beschloss spontan, Valentin nicht nach Geld zu fragen. Erstens hatte ihn dieser ja zum Essen eingeladen, was auf vorhandenes Geld schliessen liess, zweitens war das Chateaubriand fabelhaft, und drittens wäre es jetzt fehl am Platz gewesen, schon wegen Kaiserschnitt, Bettnässen, Entbehrungen und so. Fredy schämte sich geradezu, eben noch so materiell gedacht zu haben. Die beiden verabschiedeten sich sehr herzlich voneinander.

Es sollte ein Abschied für einige Monate sein. In diesen Monaten ereignete sich nämlich nichts. Rein nichts. Jedenfalls nichts, was im entferntesten mit Geld zu tun gehabt hätte.

Fredy nahm es sanftmütig zur Kenntnis und unterdrückte aufkeimende Geldgelüste schamvoll. Mit der Zeit verebbte die Scham und machte einer grauenhaften Wut Platz. Er ermannte sich wieder und telefo-

nierte erneut dem Verleger. Valentin lud ihn ein weiteres Mal zu einem Nachtessen ein. Es begann mit Lachs und endete mit flambierten Pfirsichen an Vanilleeis. Diesmal musste Fredy nicht selbst auf das Geld zu sprechen kommen. Valentin tat es selbst, direkt und ohne Umschweife. Verleger sind eben stets zu neuen Überraschungen fähig. «Lieber Fredy», sprach er mit ernster Miene, «ich weiss ganz genau, wie dir zumute ist. Du willst endlich einmal Geld sehen, und selbstverständlich hast du vollkommen recht. Also denn, Fredy: vorerst einmal kann ich dir ganz herzlich gratulieren. Von deinem Buch sind bereits 8000 Stück verkauft worden. Das ist – für schweizerische Verhältnisse – fabelhaft! Nun aber: du weisst, ich baue meinen Verlag erst auf. Am Anfang steckt jeder Verleger zunächst einmal in einem Engpass. Man sollte tausend Dinge tun und veranlassen für die Bücher, die man herausgibt, aber die Buchhändler, diese Langweiler, rechnen jeweils erst mit einem halben Jahr Verspätung ab. Du kannst dir kaum vorstellen, wie lange es geht, bis nur ich zum ersten Mal Geld sehe ...»

Selbstverständlich begriff Fredy. Wie hatte er das vergessen können! Der Verleger war ja gar nicht sein Kontrahent, nein, er war sein Weggefährte, ja, Schicksals- und Leidensgenosse! Womöglich ging es ihm noch viel schlechter als Fredy, denn er hatte ja mehrere Bücher herausgegeben. Was wusste Fredy schon von den Problemen eines armen Verlegers! Was hatte er, Fredy, schon geleistet? Er hatte ein armseliges Manuskript geschrieben und abgeliefert – und fertig. Aber Valentin hatte sich mit Lektoren, Schriftsetzern, Druckern, Ausrüstern, Speditoren, Buchhändlern, Kreditgebern und andern geldbewussten Menschen herumzuschlagen! Am Schluss des sehr herzlich geführten Gesprächs entschuldigte sich Fredy in aller Form für seine Geldgier, zog seine Auszahlungswünsche reumütig zurück und sprach sein voll-

Wie den Nebi-Lesern bestens bekannt sein dürfte, ist Fredy Nötzli der (bis heute leider) letzte Literatur-Nobelpreisträger geblieben, den die Schweiz hervorgebracht hat. Unser Mitarbeiter Ulrich Weber hat es verdienstvollerweise unternommen, Nötzlis beschwerlichen Anfängen nachzuspüren und seinen mühseligen Werdegang aufzuzeichnen. Der Nebelpalast hat sich die Exklusivrechte an der bemerkenswerten Lebensgeschichte unseres verehrten Mitbürgers gesichert, die hiermit erstmals einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt werden kann.

PS. Falls Ihnen wider Erwarten der Name Fredy Nötzli nichts sagen sollte: Der Schriftsteller verwendet heute auf Wunsch seines deutschen Verlages das Künstler-Pseudonym Friedrich Noelte.

stes Verständnis, ja seine wachsende Bewunderung für den Beruf des Verlegers aus. Feierlich schüttelten sie einander die Hände.

Auf der Heimfahrt rechnete Fredy verstohlen aus, wieviel Geld ihm eigentlich bei 8000 verkauften Büchern zustehen würde. Eigentlich war das ganz schön. Aber sogleich schämte er sich wieder seiner materialistischen Gedanken.

Weitere Monate zogen durchs Land. Fredy hörte von andern Schriftstellerkollegen, die Jahre nach ihm Bücher geschrieben hatten, dass sie schon längstens Geld von ihren Verlegern gesehen hätten. Und seine Freunde bestürmten ihn, nicht so leichtgläubig zu sein und auf den Tisch zu klopfen.

Fredy telefonierte dem Verleger und klopfte auf den Tisch. Valentin war entzückt. Gerade habe er den Hörer abnehmen und ihm, Fredy, telefonieren wollen. Natürlich habe er ganz recht, dass er sich wehere. Natürlich sei es ganz dringend Zeit, dass er, Fredy, Geld bekomme.

Schon am nächsten Abend trafen sie sich zum Nachtessen. Diesmal hielten sie's wesentlich einfacher, denn sie wollten ja von Mann zu Mann miteinander reden und nicht in erster Linie essen. Valentin verkündete bei dieser Gelegenheit beiläufig sein geschäftspolitisches Credo. Vor allem wolle er in seinem Leben das verwirklichen, was ihn befriedige und wozu er stehen könne. Nicht um schnöden Mammon ginge es ihm, nein, allein um die Sache, um höhere Werte, um das Ideelle. Und in jedem Buch, das er herausgebe, stecke Herzblut von ihm. Das könne er ihm schon sagen, jawohl. Auch in Fredys Buch.

Fredy war ergriffen. Er schüttelte Valentins Hand und erklärte ihm, er fühle genauso. Geld sei ja wirklich Nebensache.

Sie winkten einander lange, als Fredys Zug aus dem Bahnhof fuhr.

Dann geschah lange nichts mehr.

Dann riss Fredys Geduld. Er schrieb Valentin und erhielt keine Antwort.

Dann schrieb er Valentin einen eingeschriebenen Brief und erhielt keine Antwort.

Dann formulierte er ein Ultimatum, drohte mit rechtlichen Schritten und mit dem Anwalt und schickte den Brief sowohl express wie eingeschrieben. Er erhielt keine Antwort.

Ein paar Tage später erhielt Fredy selbst einen eingeschriebenen Brief. Nicht von Valentin. Der Brief wies einen amtlichen Stempel auf. Fredy Nötzli wurde mitgeteilt, über Valentin sei der Konkurs eröffnet worden.

Fredy beschloss, Valentin zu erdolchen, zu skalpieren, zu rädern, zu ertränken oder die Haut über den Kopf zu ziehen. Dann liess er's bleiben. Er hätte auch dadurch kein Geld gesehen.

Immerhin: er hätte die Geschichte seiner Mordtat einer Boulevardzeitung verkaufen können. Aber Geld – wie wir wissen – ist für Fredy Nötzli Nebensache.

